

Meinungen

Erster Mensch auf dem Thron

Japans 85-jähriger Kaiser Akihito legt sich vor seiner Abdankung mit dem nationalistischen Regierungschef Shinzo Abe an.

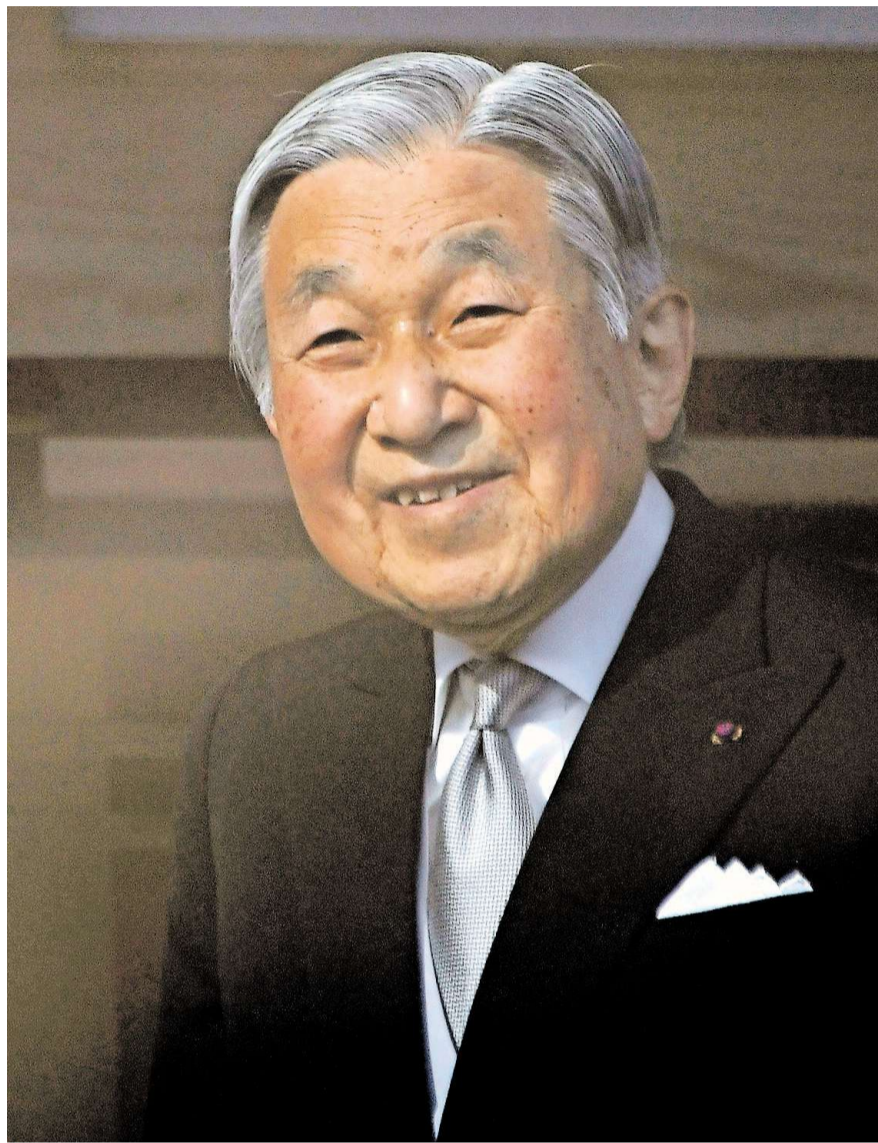
Christoph Neidhart

155 000 Japaner, so viele wie noch nie, sind am Mittwoch in Tokio zum Neujahrsgross des Kaisers in den Palastgarten geströmt. Sie nahmen Abschied vom 85-jährigen Akihito, der am 30. April aus Altersgründen zurücktreten wird. Mit seiner Bescheidenheit und seiner Wärme für die kleinen Leute hat Akihito Japans Kaisertum in die Gegenwart gerettet. Die Ultranationalisten jedoch hat er gegen sich aufgebracht. Sie träumen von einem starken, männlichen, politischen Kaiser. Akihito ist ihnen zu sanft, sein Sohn, Thronfolger Naruhito, wird es erst recht sein.

Akihitos Vater Hirohito musste bis 1945 als Shinto-Gott verehrt werden. Er war Regierungschef und Oberbefehlshaber der Armee, die unendlich viel Leid über Ostasien brachte. Nach Kriegsende legte er die Göttlichkeit ab und erklärte, er sei nun Mensch. Dennoch blieb er den Japanern bis zu seinem Tod 1989 fremd, eine Figur aus einer anderen Zeit. Erst Akihito, der seinen Vater beerbte, lebt das Menschsein als Kaiser – zumindest so weit, wie das Hofamt es zulässt. Er sei bis heute auf der Suche, wie er den Verfassungsauftrag am besten erfüllen könne, das «Symbol des japanischen Staates» zu sein, sagt er.

Die Verfassung verbietet dem Kaiser jede politische Äusserung, daran hält sich Akihito. Aber die Japaner sind hellhörig. Zwischen seinen Zeilen haben sie vor allem in den letzten Monaten, seit seine Abdankung feststeht, Äusserungen gegen die Politik von Premier Shinzo Abe gehört. Damit hat er noch mehr Sympathien gewonnen. In seiner Pressekonferenz vor seinem 85. Geburtstag am 23. Dezember sagte er, es sei wichtig, dass Japan «die zahllosen Leben nicht vergesse, die im Zweiten Weltkrieg verloren gingen». Deshalb müsse man «den Nachgeborenen die Geschichte korrekt weitergeben». Derweil reden Abe und seine politischen Freunde Japans Aggression im Zweiten Weltkrieg klein. Je mehr Abe von Aufrüstung spricht, desto pazifistischer gibt sich Akihito.

Auf der Pazifikinsel Okinawa peitschte der Premier gegen den kollektiven



Japans Geschichte müsse korrekt weitergegeben werden, sagt Akihito. Foto: Keystone

Widerstand einen neuen US-Stützpunkt durch. Der Tenno jedoch äussert Sympathien für «die lange Geschichte der Not» der Menschen auf der geschundenen Insel. Zudem rief er die Japaner auf, die Gastarbeiter, die Abe ins Land holen will, «warm als Teil unserer Gesellschaft willkommen zu heissen». Abe kontert diese leise Kritik auf seine Weise. Er hat den 23. Dezember, Akihitos Geburtstag, von einem Feiertag in einen Werktag umwandeln lassen.

Akihito, der erste Tenno seit 1817, der nicht bis zum Tod im Amt bleibt, wird als «Heisei»-Kaiser in die Geschichte eingehen. «Heisei» bedeutet «Frieden

schaffen». Mit seiner Abdankung am 30. April beginnt in Japan eine neue Zeitrechnung. Wie die Ära Naruhitos, des 125. Kaisers, heissen soll, wird das Hofamt erst im April bekannt geben. Dann müssen in aller Eile Millionen Formulare neu gedruckt werden.

Mit Blick auf die Zukunft sagte Kaiser Akihito im Dezember, er glaube, seine Söhne würden die kaiserlichen Traditionen weiterführen, «aber Schritt halten mit der sich ständig wandelnden Gesellschaft». Auch dies gefällt den Rechtskonservativen nicht. Denn der Kaiser dürfte dabei auch an eine spätere weibliche Thronfolge gedacht haben.

Verloren auf den rotzigen Kampf Bühnen Italiens

Rassismus und Gewalt zerran den italienischen Fussball erneut in den Fokus. Die Empörung ist gross, sie wird aber bald wieder verpuffen – wie immer. Der Innenminister hält Ultras für «anständige Leute».

Oliver Meiler, Rom

Es soll auch Italiener geben, die sich nicht für Fussball interessieren. Viele sind es allerdings nicht, und auch sie können sich dem Sog des Calcio schlecht entziehen. Mit seinen Ritualen durchdringt er alles, den ganzen italienischen Alltag. Der Fussball ist ein Spiegel des Belpaese, im Moment blitzt mal wieder die hässliche Fratze zurück. Nicht ganz zufällig.

Die Italiener schauen Fussball, spielen Fussball, sprechen über Fussball, wetten auf Fussball, streiten und lachen über Fussball, necken sich gegenseitig mit Fussball, leiden am Fussball. Ständig, quasi religiös. Jeder weiss von jedem, welchem Verein er anhängt. Man weiss das auch von jedem Politiker, Schauspieler, Schriftsteller, Grossunternehmer. Wer sehr viel Geld hat, kauft sich in Italien

einen Fussballclub. Für Ruhm und Gunst im Volk. Silvio Berlusconi brachte es so bis an die Macht.

Nichts vereint Nord- und Süditaliener, die sonst fast alles trennt, mehr als Fussball. Es ist das Spiel aller, «il gioco di tutti», die grosse Ersatzreligion. Und vielleicht ist die Welt des Calcio gerade deshalb archaisch geblieben. Spiele sind wie Stammesfehden und Glaubenskriege. Während sich die Stadien in anderen Ländern mittlerweile zivilisiert wie Theatersäle anfühlen, sind italienische Arenen noch rotzig aufgeladene Kampf Bühnen. Immer nahe an der Explosion, immer ein bisschen gefährlich. Wenn man zum Beispiel ins römische Olympiastadion will, muss man davor drei, manchmal vier Leibesvisitationen erdulden. Die Polizisten prüfen sogar, was auf den Schals steht: Es könnte etwas Rassistisches oder Antisemitisches sein.



Opfer der Rassisten: Der Senegalese Kalidou Koulibaly. Foto: AP, Keystone

In den Kurven der Ultras, der harten Fans, herrscht die extreme Rechte, fast überall. Man sieht es an den faschistischen Insignien, an den Tattoos mit Adlern und Kreuzen, an der einschlägigen Mode, den rasierten Schädeln. Man hört es auch an den Chören, an den gebrüllten Affenlauten gegen afrikanische Spieler. Ausserparlamentarische Gruppen haben die Kurven unterwandert. In manchen Städten

Replik

Der «Aufstand von unten» ist ein «Aufstand der Verführten»

Populisten verführen und blenden Menschen, denen es zunehmend schwerfällt, sich zu orientieren.

Daniel Winkler

Niemand wird bestreiten, dass eine der Hauptursachen des überall in der Welt aufkeimenden Populismus in der Migrationsfrage liegt. Rudolf Strahm macht sich in seiner am 27. Dezember im «Bund» erschienenen Kolumne zum Anwalt des konservativen, hart arbeitenden Wählers «in Vorstadthochhäusern und im Hinterland» und bricht eine Lanze für ihre Ängste, für Existenz- und Besitzstandsängste. Ängste wahr- und ernst zu nehmen, ist unerlässlich. Diese aber derart kategorisch mit der Migrationsfrage zu verknüpfen, führt auf dünnes, brüchiges Eis.

Im ersten Motiv von dreien für den «Aufstand von unten» macht sich Strahm zum Sprecher der langfristigen denkenden Anhänger des Populismus: «Sie fragen sich besorgt, wie unsere Gesellschaft in 20, 50 oder 100 Jahren aussieht, wenn die Zuwanderung aus dem arabischen Raum und Afrika unvermindert weitergeht.» Strahm wird wissen, dass 70 Prozent der ungefähr zwei Millionen Ausländer in der Schweiz aus EU-/EFTA-Ländern stammen. Die Angst vor einer Afrikanisierung oder einer Arabisierung der Schweiz scheint vor diesem Hintergrund doch recht gesucht. Es ist gut, sich in Bezug auf die Zukunft Gedanken zu machen, aber wer weiss, was in 50 oder 100 Jahren auf unserer Welt los sein wird?

Dass Abstiegs- und Besitzstandsängste durch die Bevorzugung von Mitarbeitern aus EU-/EFTA-Ländern einen Nährboden für Unzufriedenheit und Neid bietet, ist nachvollziehbar. Eine Lösung für dieses Problem ist die Quadratur des Kreises: Sollen Schweizer Unternehmen zur Erlangung einer Symmetrie auf hoch qualifizierte Arbeitskräfte verzichten? Mit dieser schier unlösbaren Herausforderung befasst sich die Politik seit längerer Zeit. Das am meisten kontroverse Thema der von Strahm genannten «drei Tiefenschichten von Aufstiegsmotiven» ist die Identitätsfrage. Er zitiert dabei Francis Fukuyama: «Migration ist der stärkste Faktor der Identitätsverluste.» Leitet sich daraus

nicht die Vorstellung einer nationalen Homogenität und kulturellen Gleichförmigkeit ab? Ist die Schweiz ein ethnisch homogenes Volk, und führt Migration tatsächlich zu einem Identitäts- und damit Sinnverlust? Das von Strahm erwähnte Zitat von Fukuyama führt in einen Abgrund.

Woher kommen Ängste, und wie entstehen sie? Wer Ängste beschreibt und ernst nimmt, sollte noch viel stärker diejenigen ernst nehmen, die Ängste gezielt schüren und bewirtschaften. Das gilt umso mehr für Ängste, die keinen Realitätsbezug haben. Populistische Gruppen verstehen sich bestens auf dieses Geschäft. Sie verschaffen sich dadurch politischen Einfluss und gesellschaftliche Macht. Sie verführen und blenden Menschen, welchen es schwerfällt, sich in einer immer komplexer werdenden Welt zu orientieren.

Eitle, Gefühllose und Machtgierige spielen überall auf der Welt gekonnt auf der Klaviatur der Vorurteile und Generalverdächtigungen. Sie bewirtschaften jahrhundertalte Sündenbockmechanismen und legen die Hackordnung fest: Wer sich am schlechtesten wehren kann, steht zuunterst. Fremde und Flüchtlinge, die sich häufig ohne Beziehungsstrukturen als Neuankömmlinge orientierungslos in einer komplexen Welt bewegen, gehören seit Alters her zu den beliebtesten Opfern. Natürlich gibt es auch in diesen Gruppen anständige und unanständige Menschen. Wer aber will eine Gruppe oder ein Volk auf ihre schwächsten Glieder reduzieren?

Der von Rudolf Strahm beschriebene «Aufstand von unten» ist ein «Aufstand der Verführten». Aber eigentlich ist nicht Aufstand, sondern Anstand gefordert. Und im menschlichen Zusammenleben, ob unter Einheimischen oder Ausländern, sind mehr Einfühlungsvermögen und Mitgefühl gefragt.

Daniel Winkler ist seit 14 Jahren reformierter Pfarrer in Riggisberg. Seit über vier Jahren ist er in der Flüchtlingsarbeit tätig.

sind die Ultras so mächtig geworden, dass sie ihre Vereine erpressen können. Zufrieden sind sie nur, wenn sie Gratiskarten, Reisetickets und Lizenzen für den Verkauf von Fanartikeln erhalten. Sonst drohen sie mit Gewalt. Spieler, Clubpräsidenten, Verbandsleute, Polizisten: Alle fürchten die kriminellen Banden.

Seit 20 Jahren geht das schon so. Manchmal empört sich das Land – wie jetzt, nach den rassistischen Chören gegen den senegalesischen Spieler Kalidou Koulibaly am Stephanstag im Mailänder Stadion San Siro. Dann heisst es, Italien brauche «eine Margaret Thatcher», jemanden also, der die Hooligans in die Knie zwingt, wie das die britische Premierministerin mit den Bergleuten getan habe. Doch die Empörung verpufft immer schnell. Der italienische Staat bekommt das Problem nicht in den Griff. Kann er nicht?

Oder will er nicht? In Italien gibt es 45000 Hooligans, organisiert in 450 Gruppen. Man kennt sie. Die Zeitungen zeigen regelmässig Landkarten mit ihrer geografischen Verortung und politischen Gesinnung. Der Ultra aus Varese etwa, der vor dem Spiel Inter Mailand gegen Neapel umgekommen ist, gehörte Blood & Honour an, einer bekannten Gruppe von Neonazis.

Nur einige Tage vor dem schändlichen Weihnachtsspiel hatte sich Matteo Salvini, der rechteste Innenminister seit republikanischem Gedenken und Anhänger des AC Milan, mit einer Abordnung von Ultras seines Leibvereins getroffen. Für Selfies. Er nannte sie «gente perbene», anständige Leute. Stadionsperren wegen rassistischer Chöre? Findet Salvini falsch. Von wegen Margaret Thatcher: Italien wird ja bereits regiert – von einem politischen Ultra.